

Warum wir uns unserer Geschichte stellen sollten – und uns daran messen lassen müssen.

Sehr geehrter Herr Rüss, liebe Kuratoriumsmitglieder, verehrter Beirat, meine sehr geehrten Damen und Herren.

Ich freue mich anlässlich des Neujahrsempfangs der Stiftung und Fördergesellschaft für den Wiederaufbau der Garnisonkirche hier in Potsdam zu Ihnen sprechen zu dürfen und danke Ihnen sehr für die Einladung.

Wir haben uns heute in den Räumlichkeiten der Industrie- und Handelskammer versammelt. Bis wir – dann hoffentlich ebenso zahlreich wie heute – in oder vor dem wieder erstandenen Turm der alten und gleichzeitig neuen Garnisonkirche dessen feierliche Eröffnung feiern können, wird noch einige Zeit vergehen.

Man könnte meinen, dass die Wiedererrichtung eines Bauwerkes, das bereits zuvor einige Jahrhunderte lang an gleicher Stelle gestanden hat, ein verhältnismäßig unkompliziertes Unterfangen sein müsste. Der Standort ist ja schließlich erprobt, das Aussehen bekannt, und entsprechende Pläne sind vorhanden oder haben sich mit Hilfe der Kenntnis des alten Bauwerkes entsprechend erstellen und dabei mit

einem modernen Innenleben für den äußerlich historischen Turm ergänzen lassen.

Und doch: Auch oder gerade das Erbauen des scheinbar Bekannten braucht seine Zeit. Schwierigkeiten mit der Bodenbeschaffenheit haben zwischenzeitlich zu Verzögerungen und sogar zu einem temporären Baustopp geführt. Und das Neuerrichten des Historischen erfordert nicht zuletzt auch historische handwerkliche Fähigkeiten und damit nicht nur eine besondere Sorgfalt, sondern auch das gleiche exklusive Know-How, wie es bereits bei ähnlichen Unterfangen, wie beispielsweise dem Wiederaufbau der Dresdner Frauenkirche, zum Einsatz kam.

Aber sei's drum, in Brandenburg ist man in dieser Hinsicht ja Kummer gewöhnt: Mit Verzögerungen beim Bau kennt man sich aus, und im Verhältnis zu anderen Bauten im Lande fällt die kurze Verschiebung des ursprünglich geplanten Eröffnungstermins hier kaum ins Gewicht. Im Gegenteil: Wer von Ihnen in den letzten Tagen an der Baustelle an der Dortustraße vorbeigekommen ist, wird gesehen haben, wie weit die Bauarbeiten dort bereits vorangeschritten sind. Der Turm wächst stetig in die Höhe, und dem angekündigten Termin der Eröffnung im Jahr 2022 kann man wohl mit Zuversicht entgegensehen.

Nein, meine Damen und Herren, die eigentlichen Herausforderungen beim Wiederaufbau der Potsdamer Garnisonkirche sind offenkundig keine handwerklichen. Und auch die Restfinanzierung wird sich dank des Einsatzes Ihrer Gesellschaft sicher lösen lassen. Es sind vielmehr die Fragen nach dem grundsätzlichen Sinn oder Unsinn dieser baulichen Rekonstruktion, die für Aufregung sorgen. Die Diskussion darüber wurde schon lange vor dem Beginn der Bauarbeiten extrem polarisierend geführt, die Debatte war und ist bis heute hitzig.

Die einen haben mit der Neuerrichtung eines der wichtigsten Kirchenbauwerke der Barockarchitektur eine entscheidende Rekonstruktion und Komplettierung des historischen Stadtbildes vor Augen – und damit eine riesige städtebauliche Chance für die Stadt Potsdam. Gleichzeitig sehen sie, begleitet von dem Dreiklang „Geschichte erinnern – Verantwortung lernen – Versöhnung leben“, nicht nur eine neue „Bürgerkirche“ entstehen, sondern auch einen exemplarischen geschichtlichen Lern- und Erinnerungsort.

Für die anderen lassen gerade dieser geschichtliche Kontext und seine damit verbundene politische Aufladung des zerstörten Kirchenbaus die Aussicht auf dessen Wiedererrichtung unerträglich erscheinen. Dabei ist es nicht nur die militaristische Konnotation einer Garnisonkirche, und die

unglückliche Verbindung von Staat, Militär und Kirche, die hier ins Feld geführt wird, sondern vor allem die Funktion dieser Kirche als ein Sammelort antirepublikanischer und auch rechttradikaler und faschistischer Kräfte in vergangenen Zeiten. Und natürlich – die Zusammenhänge muss ich Ihnen nicht erklären – bleibt das Bild des Handschlags zwischen dem jungen Reichskanzler Adolf Hitler und dem alternden Reichpräsidenten Hindenburg im Jahr 1933 unvergessen. Es ist zum Symbol geworden, für eine unheilvolle Verbindung zwischen alter preußischer Größe und der jungen zerstörerischen Kraft des Nationalsozialismus – verewigt auf zahlreichen Münzen und Postkarten. Statt Errichtung einer Einrichtung der reflektierten Erinnerungskultur fürchten die Gegner des Wiederaufbaus die Renaissance eines unheilvollen Symbolortes und damit eines neuen Anziehungspunktes für revanchistische rechte Kräfte.

Beide Debattenlager haben klare Ansichten und dabei durchaus nachvollziehbare Argumente auf ihrer Seite. Der Streit wird – je nach Gemütslage der Diskutanten – mal sachlich-argumentativ, mal eskalierend und, wie derzeit vielerort zu beobachten, hysterisierend geführt. Und je länger man auf diese Auseinandersetzung blickt, desto deutlicher wird, dass es dabei schon längst nicht mehr um ein Bauwerk und seine Rekonstruktion geht, sondern um Grundsätzlicheres: Es geht im Kern um die Frage, wie wir mit unserer eigenen

Geschichte umgehen wollen, und welche Formen uns dabei angemessen oder opportun erscheinen.

Lassen Sie mich deshalb die Gelegenheit meines kleinen Vortrages heute dafür nutzen, mit Ihnen ein paar Gedanken zu teilen, die mich seit langem sehr beschäftigen: Als Filmproduzent und Geschäftsführer eines der größten Medienunternehmen in diesem Lande, dessen Beruf es unter anderem ist, sich filmisch nicht nur mit Geschichten sondern eben auch mit Geschichte auseinanderzusetzen. Aber auch als Vertreter einer Generation, die einige Zeit nach dem zweiten Weltkrieg geboren wurde, und die das Glück hat, als die erste Generation überhaupt ihr gesamtes Leben in einem Deutschland zu verbringen, in dem ununterbrochen Frieden herrscht. Eine Generation, die die grausamste und schrecklichste Zeit deutscher Geschichte gerade nicht mehr selbst miterlebt hat, deren Jugend aber doch von den Erlebnissen – und der Schuld – der eigenen Eltern mitgeprägt wurde. Und von ihrem Schweigen darüber.

Ich bin 1959 geboren, meine Eltern waren in der NS-Zeit beide noch jung. Mein Vater war gerade alt genug, um als junger Soldat im Krieg in Russland eingesetzt zu werden. Er war kein Nazi, aber hat für Nazideutschland gekämpft, auch getötet, und ist traumatisiert aus diesem Krieg heimgekehrt.

Meine Mutter kam, ein halbes Kind noch, in den letzten Kriegsjahren in das Kinderlandverschickungs-Lager ihrer Schule im Schwarzwald. Sie war dort noch im März 1945 – dreizehn Jahre alt – auf „Führer, Volk und Vaterland“ vereidigt und zu „Treue und Gehorsam bis in den Tod“ verpflichtet worden. Sie glühte für das geradezu geheiligte Deutschlandbild des Dritten Reichs und war, ideologiegeblendet, „bereit für Deutschland zu sterben“, wie sie meiner Schwester und mir später erzählt hat. Noch im April 1945 war sie der festen Überzeugung, dass Nazideutschland den Krieg gewinnen werde und bereit, alles dafür zu tun. Sie hat nach Kriegsende Jahre gebraucht, sich von dieser Verblendung zu befreien und eine Kehrtwende zur Demokratie zu vollziehen. Es muss ein harter, ein desillusionierender und auch ein schmerzhafter Weg für sie gewesen sein.

Meine Eltern sind nach dem Krieg beide Journalisten geworden. Mein Vater war politischer Hauptstadtkorrespondent für die Rheinpfalz, meine Mutter später Wirtschaftsjournalistin bei der FAZ. Sie führten ein offenes Haus, die politische und die gesellschaftliche Debatte gehörten für sie zum Leben dazu, wie die Luft zum Atmen. Doch obwohl sie beide Profis im Umgang mit Sprache waren, fanden sie doch keine oder nur sehr allgemeine Worte für das, was sie während des Krieges erlebt hatten. Geredet wurde darüber bei uns zuhause wie in so vielen anderen Familien in dieser Zeit nicht.

Und so waren es für mich als Heranwachsender nicht die Erzählungen meiner Eltern – und auch nicht der Unterricht in der Schule –, die mir die Augen öffneten für die ganze Dimension dessen, was keine 15 Jahre vor meiner Geburt an Schrecken und Terror von Deutschland ausgegangen war, sondern es war eine US-amerikanische Fernsehserie von durchaus trivialer Machart: Die vierteilige Serie „Holocaust“ erschütterte mich bei ihrer von Protesten und enormer politischer Erregtheit begleiteten Ausstrahlung 1979 wie zahllose andere Deutsche bis ins Mark. Und sie empörte mich. Stärker als zuvor begann ich zu fragen. Und drängte mit aller Wucht auf Antworten, die ich erst nach und nach und unter großen Schmerzen meiner von mir befragten Eltern erhielt. Aber trotz aller Schwierigkeiten war plötzlich ein Gespräch in Gang gesetzt. Über Geschichte. Über Verantwortung. Und auch über Schuld.

Eine Erfahrung, die ich auch nach den Ausstrahlungen vieler Filme machte, für die ich dann später selbst als Produzent verantwortlich war. Viele meiner Filme beschäftigen sich mit Geschichte und vor allem mit historischen Ereignissen des 20. Jahrhunderts und der Zeit des Nationalsozialismus. Und fast alle diese Filme haben gesellschaftliche Debatten ausgelöst. Nach der Fernsehausstrahlung von Filmen wie „Dresden“, „Die Flucht“ oder zuletzt im Jahr 2013 „Unsere Mütter, unsere Väter“

begann nicht nur eine öffentliche Auseinandersetzung über diese Filme und das, wovon sie erzählten, sondern vor allem die Zuschauer selbst fingen an zu sprechen und zu diskutieren. Über das, was sie gesehen hatten, aber auch untereinander über das, was sie selbst oder ihre Eltern erlebt hatten.

Ich erzähle das hier, weil wir im Umgang mit der Zeit des Nationalsozialismus und damit mit einem Teil unserer Geschichte, der als Bezugspunkt für unser gegenwärtiges Handeln und für das Entwerfen von gesellschaftlichen Entwürfen so bedeutsam ist wie kein anderer historischer Abschnitt, vor einem Paradigmenwechsel stehen. Die, die aus eigener Anschauung und aus eigener Erinnerung davon erzählen können, sterben langsam weg. Schon bald wird niemand mehr da sein, der die Zeit des Nationalsozialismus selbst bewusst erlebt hat. Was uns dann bleibt sind dokumentarische Zeugnisse: Bilder, Texte und eben Filme, die sich mit dieser Zeit auseinandersetzen.

Mit dem langsamen Verschwinden der Kriegsgeneration verändert sich auch der Umgang mit diesem Teil unserer Geschichte. Nicht nur in der historischen Distanz, sondern auch in der Dringlichkeit des Bewusstseins dieser Historie als Antrieb des eigenen Handelns. Das vielleicht eindrücklichste Beispiel dafür ist der Umgang mit Europa und der Idee der Europäischen Union.

Der Grundgedanke der Europapolitik von Politikern wie Helmut Kohl oder Francois Mitterand entsprang dem Bewusstsein und der Reflexion von Geschichte, deren Wiederholung es unter allen Umständen zu vermeiden galt. Sie wussten um die Bedeutung der brutalen Folgen eines durch pervertierten Nationalismus ausgelösten Krieges. Denn sie hatten ihn in seiner ganzen Härte selbst erlebt. Die Idee eines vereinten Europas galt ihnen als sicherster Garant für dauerhaften Frieden. Das Bewusstsein der eigenen Geschichte waren der Antrieb und der Kompass für das gemeinsame freiheitliche Projekt Europa, Wirtschaftsverbund und Währungsunion inklusive.

Ein Bewusstsein, das uns heute ebenso verloren zu gehen droht wie eine klare europäische Vision. Wir leben in Zeiten, in denen der europäische Gedanke von vielen Seiten bedroht ist, und in denen in immer mehr Ländern und immer lauter nach Nationalismus statt nach einem gemeinsamen Europa gerufen wird.

Ein Nationalismus, der in bedrohlicher Form längst auch in Deutschland Einzug gehalten hat. Und der immer mit einer Geschichtsvergessenheit verbunden ist. Mir wird Angst und Bange, wenn statt „Nie wieder Auschwitz“ eine „erinnerungspolitische Wende um 180 Grad“ gefordert oder der

deutsche Nationalsozialismus als „Vogelschiss“ abgetan wird – um nur einige der Ihnen allen natürlich bekannten verbalen und ideologischen Entgleisungen zu zitieren, die derzeit dem neuen rechten Denken entspringen.

Immer weiter wird die Grenze des Sagbaren – und damit auch des Denkbaren und letztendlich auch des Möglichen – nach rechts verschoben. Und immer größer und hysterischer wird dabei die polarisierende Erregungskurve aus Tabubruch und Gegenrede, aus populistischem Kalkül und reflexartigem aktivistischem Protest. Eine Hysterisierung, die oft das Argument ersetzt, und dabei fast immer den rechten Populisten und ihrem Radikalismus in die Hände spielt – und die so unsere Gesellschaft immer weiter auseinandertreibt.

Es braucht, davon bin ich fest überzeugt, einen klaren und unaufhörlichen Umgang mit unserer eigenen Geschichte. Nur mit dem Bewusstsein unserer Geschichte ist ein Verständnis der Verhältnisse der Gegenwart möglich, in der wir leben. Und nur dadurch ist schließlich die Gestaltung einer Zukunft möglich, in der wir – gemeinsam – leben wollen.

Für diesen Umgang mit Geschichte, das ist meine zweite feste Überzeugung, braucht es eine andere Form der zivilgesellschaftlichen Debatte und des argumentativen Umgangs miteinander als wir sie derzeit pflegen. Und es

braucht Orte, an denen diese Debatte möglich ist. Orte, an denen Geschichte in all ihrer Komplexität gegenwärtig ist und die zugleich Offenheit und Modernität ausstrahlen.

In einer anderen Stadt in Deutschland, in Dresden, ist es gelungen, einen solchen Ort zu schaffen. Ein Ort, in dem das Historische in seiner ganzen Dimension sichtbar und spürbar wird, und der doch mit aller symbolischen Deutlichkeit und Entschiedenheit ein Ort von heute ist. Die Dresdner Frauenkirche ist ebenfalls das Ergebnis eines von einem Bündnis aus Politik und Bürgerschaft getragenen Projekt des Wiederaufbaus. Der Turm der Frauenkirche hat dabei seine alte, historische Form und Ansicht erhalten. Doch in seinem Inneren ist er ein Ort der Gegenwart. Ein Ort der Zivilgesellschaft und ihrer Auseinandersetzung mit sich selbst. Hier wird in Veranstaltungen und Reden zutiefst inhaltlich darum gerungen, Vorstellungen des zukünftigen Zusammenlebens unserer Gesellschaft zu entwerfen. Und während in Sichtweite zur Frauenkirche Pegida aufläuft und ihre gesellschaftszersetzenden Parolen skandiert, wird das Panorama der Stadt, in der die rückwärtsgewandten Volksverhetzer marschieren, von einem Bauwerk dominiert, dessen in den Himmel weisende Architektur bei aller historischer Aufladung ein weithin sichtbares Zeichen dafür ist, dass es auch das andere, das moderne, das zukunftsweisende Dresden gibt.

Der Turm der Garnisonskirche, der in Potsdam gerade in den Himmel wächst, muss erst noch zeigen, dass von ihm ein ähnlich positives Signal ausgehen kann, wie vom Bau der Dresdner Frauenkirche – gegen deren Wiedererrichtung es übrigens ähnlich starke Widerstände gegeben hat. Aber ich bin für dieses Projekt hier in Potsdam. Nicht nur, weil ich die Einschätzung der Bedeutung dieser außergewöhnlichen Architektur für die Stadt teile. Sondern vor allem, weil ich sehe, dass hier ein Ort entstehen kann, an dem Geschichte reaktiert und gedacht wird, und von dem neue Ideen ausgehen können. Ideen, die eben dieser Auseinandersetzung mit der eigenen Geschichte entspringen, die hier allgegenwärtig sein wird. Ideen, die Impulse für die Zukunftsgestaltung unserer Gesellschaft setzen können. Ideen, die zugleich diesen Ort, der hier neu-alt wieder entsteht, mit einer neuen positiven Ausstrahlung und Bedeutung aufladen, die all das symbolisch dunkle, womit die alte Garnisonkirche eben auch verbunden ist, überstrahlen. Weil sie dieses Dunkle nicht vergessen und auch nicht verniedlichen. Sondern weil sie ein Bewußtsein von dieser Geschichte haben und sie als Mahnung verstehen.

Wir brauchen solche Orte, dringender denn je. Und ich bin zuversichtlich, dass die neue Garnisonkirche ein solcher Ort sein kann. Ich schätze und unterstütze daher Ihr Engagement für den Wiederaufbau des Turmes sehr. Es muss uns allen, die

wir hier sitzen, aber auch klar sein, dass sich der Erfolg und der Sinn dieses Projektes am Ende eben auch und vor allem daran messen wird, ob ein solcher Ort auch wirklich entsteht. Und mit Leben gefüllt wird.

Lassen Sie uns also im neuen Jahr gemeinsam daran arbeiten. Ich freue mich darauf.

Herzlichen Dank für ihre Aufmerksamkeit.